

Der Proceß. Geschichtlicher Roman von Wilhelm Lorenz. Leipzig, Verlag von A. Wienbrack. 1842. Drei Theile. 8.

Der Inhalt des vorliegenden Romanes ist folgender: Der Held desselben, Heinrich, wird als Sohn des Burggrafen Heinrich IV. von Reuß-Plauen und dessen Gemahlin, der Prinzessin Barbara von Anhalt, bis in sein Jünglingsalter erzogen. Da eröffnet ihm sein Vater, wie er ihn mit Margaretha Pickler, einem gemeinen Weibe, erzeugt, und die Prinzessin darenin gewilligt habe, ihn so lange als ihr Kind gelten zu lassen, bis sie ihm selbst einen Sohn schenken werde. Er habe jetzt deren zwei von ihr und müsse ihm also erklären, daß er keine Ansprüche auf die väterlichen Besitzungen machen könne. Dabei wolle er ihm jedoch die Versicherung geben, daß er stets für ihn sorgen werde. Heinrich IV. schickt ihn hierauf als Edelpage an den Brandenburger Hof und unterstützt bis zu seinem Ableben im Jahre 1520 ihn reichlich. Jetzt bestärkt ihn ein Freund in dem Glauben, daß er doch ein Kind der Prinzessin sey und daß diese aus Vorliebe zu dem jüngern Sohne ihren Gemahl zur Lüge bewogen habe. Er tritt mit Ansprüchen an die Erbschaft hervor, wird von der Prinzessin verächtlich zurückgewiesen, will sich mit Gewalt seines Bruders bemächtigen, wird aber, nebst seinem Freund und Rathgeber v. Reinneck, gefangen genommen und entsagt, um diesen zu retten, schriftlich den erhob'nen Ansprüchen. Als er hierauf hört, daß sein Freund schon vor Abschluß des Vertrages wieder in Freiheit gewesen, bricht er diesen. Nun folgt eine Reihe von Plänen, Verfolgungen und Prozeßen, in denen der jüngere Bruder durch Geld und hohe Verbindungen den Sieg davon trägt. Von allen Seiten gehet, ohne Hab' und Gut, entschließt er sich endlich zur Wegelagerung. Diese übt er, bis er in Nürnberg eingefangen, nach Wien geführt und dort bis zu seinem Tode eingekerkert wird. — Dieser Inhalt des Romanes ist, wie in dem Vorwort bemerkt wird, treulich und genau aus einer kleinen Schrift geschöpft, welche sich auf die Acten von Heinrich's Proceß und auf Archivalurkunden gründet. Von diesem Standpunct aus muß man mit den Characteren, deren Handlungen und dem

Schlusse des Romanes schon zufrieden seyn. Indessen hat die Phantasie der Verfasserin auch dann und wann mit Gewandtheit das ausgemalt, was in der erwähnten Schrift bloß angedeutet ist. Zu ihren Phantasiebildern gehören Corona und Rosina, Erstere von Heinrich geliebt, Letztere ihn liebend. Viele Jahre folgt diese warnend und rettend seinen Schritten und pflegt ihn als treue Magd bis an sein Ende. Das Ganze ist als nützliche Unterhaltungsllectüre bestens zu empfehlen.

Adolf Bube.

Esther von Chazeuil, oder: „Gott rächt die Todten.“

Novelle nach dem Französischen der Madame Reybaud von W. v. G. Gera, Heinsius. 1843. (8. 238 Seiten.)

Frau v. Gersdorf, denn wir erkennen in der Namensgeberin die geübte Erzählerin, hat eine sehr glückliche Wahl mit dieser Novelle getroffen, deren Anfang uns in die höheren Kreise von Paris führt, während der Schluß die reizenden Gesilde der Havannah, die blühenden Gebiete des Districts Matanzas vor uns ausbreitet. Die Gestalten, welche wir auftreten sehen, sind eben so interessant, als sie lebendig geschildert sind, die Verwicklung ist geschickt angelegt und der Schluß befriediget alle Erwartungen. Fließend in's Deutsche übersetzt, kann das kleine Werk sich gewiß vielen Beifall erfreuen.

Th. Hell.

Memoiren eines Edelmannes. Von E. Schubar, Verfasser der „Memoiren eines Verurtheilten.“ 2 Bände. Berlin, bei Heymann. 1843.

Das vorangeschickte Wort wegen angeblicher Unwissenheit über das Wie und Wo des Auffindens dieser Memoiren und mancher anderen Umstände, ist eher geeignet, ein durch dasselbe bezwecktes besonderes Interesse zu verschweigen als hervorzubringen. Was vielleicht Wahrheit ist, sieht einer, bei ähnlichen Gelegenheiten schon häufig verbrauchten Affectation allzu ähnlich.

Sucht man aber auch, verleitet durch den Titel, fruchtlos nach eigenthümlichen Beziehungen auf Adel

und Edelmannsinn in dem Buche, so findet sich doch der Unterhaltung Wünschende auf andere Weise entschädigt. Die fort dauernden Räthsel und Geheimnisse, auf denen die recht mannigfache, anziehende Situationen in ihrem Gefolge habende Erzählung sich fortbewegt, erhalten und erhöhen im Laufe derselben die Theilnahme des Lesers.

Der Roman — denn mit dieser Aufschrift sind wohl vorliegende Memoiren noch am richtigsten zu bezeichnen — enthält eine Vergiftungsgeschichte, die in mehrfacher Hinsicht an die berühmte La farge erinnert. Nur tritt allerdings der überaus wichtige Unterschied ein, daß Lady Ashley, die von den Geschworenen für schuldig erklärte, angebliche Vergifterin ihres Gemahls, ganz schuldlos erscheint und diesen allein der Frevel brandmarkt, durch eine schändliche Intrigue den Verdacht absichtlich auf sie hingeleitet zu haben. Der Character des Bösewichts wird im ersten Theile, S. 136 also geschildert:

„Das Ziel seines Handelns und Wirkens — das Ziel seines Lebens, schien allein die Achtung der Menschen zu seyn. Dieses Ziel zu erreichen, war ihm nichts zu gering, nichts zu abscheulich, nichts zu verworfen. In der Tugend, die er übte, sah er weiter nichts, als ein Mittel zum Zwecke.“

Die besonders auf Spannung der Erwartung angelegten Ereignisse würden von noch kräftigerer Wirkung seyn, gesehe der Verfasser sich nicht offenbar zu sehr in einer breiten Ausführlichkeit. Auch die Erzählung der geringfügigsten Umstände, die sich von selbst verstehen, pflegt dem Leser nicht ertassen zu werden. So würde, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wesentliche der Seiten 118 bis 121 im ersten Theile auf etwa eben so viel Zeilen gebracht, völlig ausreißend gewesen seyn.

Druck und Papier sind ausgezeichnet in dem, hauptsächlich durch die treffende Darstellung der edlen Natur der Lady empfohlenen Werke.

A. Friedrich.

Gedichte von Roman Freiherrn v. Bubberg Benninghausen. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lese-Cabinetts. 1842. (147 Seiten.)

Diesen Gedichten leuchtet ein reiches, warmes Herz voraus, auch sind sie einer liebevollen Mutter gewidmet, welcher der Dichter eingesteht, „in stillen Nächten manche Thräne durch seine Irrthümer gekostet zu haben.“ Aber überzeugt, daß eine Mutter leicht vergiebt und besonders

einem so gefühlvollen dichterischen Sohne, sind wir auch der oftgemachten Beobachtung eingedenk, daß junge Dichter sich gar zu gern für weniger gut geben, als sie sind. War doch Lord Byron selbst, nach seines vertrautesten Freundes Aussage, ein herzenguter Mann, der sich leider selbst an die Spitze seiner eigenen Verläumder gestellt hat.

Nachdem wir also zuversichtlich, wie alle Leser wohl gethan haben, den liebenswürdigen Dichter seiner Selbstanklage enthoben, wollen wir zu dem strengeren Gerichte übergehen, welches das, seiner Natur nach unmütterliche Publicum über Bubberg's Geisteskinder halten dürfte, und welches wir hier bescheidener Weise nur ahnen wollen.

Die Quelle seiner Lieder ist eine besondere Weichheit des Gefühls, eine innige liebende Sehnsucht, aus welcher er, wie es uns scheint, sich zu oft aufstürmet und aufspornet, wie z. B. in dem Zurufe an sich selbst: „Ich bin noch jung!“ (Seite 44) was uns mehr wie eine Mahnung an sich selbst, jung zu seyn, denn wie ein unbewusstes Ausströmen der Jugend in Goethischer oder Schiller'scher Weise vorkommt. So auch, um zum Anfang zurückzukehren, (Seite 7) in dem Gedichte: „Mein Gelübde,“ dürfte das Auftreten als Dichter ein viel zu colossales, zu trotzig hervorbrechendes Märtyrthum seyn; mehr als pindarisch niederschmetternd sind die Zeilen:

Auf ihrer Stirne, auf der edel stolzen,
Soll eine Krone ruhen, deren Gold
In der Begeist' rung höchster Bluth geschmolzen,
Die sengend mir durch Hirn und Adern rollt! (!!)
Den treffe ihres Fluches Todesbolzen,
Wer ihr im Staub' nicht schuld'ge Ehrfurcht zollt! —

So bescheiden der Dichter selbst in den letzten zwei Strophen ist, so unbescheiden macht er doch die Poesie, und schwerlich hat noch ein Dichter sie so fanatisch auftreten lassen. Der höchste Fluch, den Schlegel's Arion ausspricht, ist:

„Nie labe Schönes Euren Sinn.“ —

„Das verlorene Gebet,“ (Seite 12) ist unstreitig ein Gedicht von großer Wirkung, aber psychologisch höchst unvollkommen begründet. Nach einer neuen und schönen Schilderung des Morgens erscheint hier vor uns ein gramgebeugter Greis, der in die Andacht der Natur und seiner Mitmenschen vergebens einzustimmen versucht. Sein Gebet, welches seine fromme Mutter ihn einst ermahnte, heilig zu bewahren, hat der Unglückliche seit zwanzig Jahren verloren und sucht es eben so lange umsonst; aber wie verlor er die kostbare Kraft zu beten? Welche frevlerische That, welcher zweifelnde Gedanke

hat ihn darum gebracht? Sollte das Gebet, wie das Gedächtniß, in Folge eines Nervenschlages verloren gehen können? Könnte man hier nicht ein wenig an den Sänger erinnert werden, der im Postwagen umgeworfen wurde und wie er auf die Beine kam, jammernnd ausrief:

„Großer Gott, ich habe mein G. verloren!“

Wodurch aber, durch welche That, durch welchen Gedanken kehrte das, man muß es bekennen, ein wenig eigensinnige Gebet zurück? Doch nicht etwa, weil das Wetter gar so schön ist? Der Dichter sagt uns nichts darüber.

Dieses Gedicht hat einen starken Anflug des Thomas Moore. Von ausgezeichneter Schönheit sind die Anfangstrophen, die sehr malerische Zeilen enthalten, z. B.

„Der Morgen klimmt, ein rascher Knabe,“
und ferner:

„Es streicht die feucht gewordenen Locken
Sich aus der Stirn der dunkle Wald.“ —

„Die arme Marie“ (Seite 56). Auch dieses Gedicht ist reich an schönen Versen, nur zu ausgemalt, wie fast alle erzählenden des Verfassers. Die Welt scheint uns hier als zu boshaft geschildert, der Vorwurf, der ihr gemacht wird, zu übertrieben empfindsam. Es wird zu viel von ihr verlangt; weit mehr als der wahre Dichter von ihr begehrt. Soll sie in Empfindungen eingehen, die ihrer Natur nach sich ihr entziehen und verhehlen, wie Marien's gewiß auch noch im Grabe verschämte Liebe zu Wilhelm?

„Gata Morgana,“ (Seite 89) ist mehr noch auf einer zu schmalen poetischen Unterlage gebaut. Unvergleichlich schön sind manche Züge, gleich zu Anfang:

„Das Schiff liegt still im Meerespiegel,
Die Segel hängen schlaff und matt,
Wie eines Kranken Bödaleins Flügel,
Wie am verdorrten Baum das Blatt.“

Der Anruf an das Meer ist gewaltig, wie aus dem Munde Neptuns, aber er kommt leider aus dem Munde eines Vaters, der aus kleinen erbärmlichen Vorurtheilen seinen Sohn, der unter seinem Stande heirathen wollte, verflucht hat. Dieser beschränkte Graukopf wagt nun, mit den Elementen wie ein Columbus zu sprechen, er, der in einen Lafontaine'schen Roman hineingehörte. Gata Morgana und der Dichter haben zu viel Schönes für ihn gebildet und gesungen. Schade, dreimal Schade für das herrliche Zauberland, das seinetwegen, freilich zu seinem Verderben, aus den Wellen steigt. Er verdiente einfacher zu ertrinken.

„Das Sclavenschiff,“ (Seite 129) ist gut, ja treff-

lich erzählt. Nur haben solche Stoffe den Nachtheil, ohne Verschulden des Dichters, trotz der Balladenform, immer nur gräßliche Anekdoten zu bleiben.

„König Winter und Dichter Frühling,“ (S. 79) scheint uns trotz ächten poetischen Schmuckes ebenfalls auf keiner dichterischen Wahrheit zu beruhen. Der Winter wird hier als eine mit sich selbst unzufriedene, zerfallene Jahreszeit dargestellt. Ist, um rein menschlich zu sprechen, dieser Winter nicht ein rechter alter Thor, der durchaus Frühling seyn will? Hat der Winter denn nicht auch seine Größe, seine Poesie, ja seine Milde? Am bedenklichsten ist, daß der Winter dem Frühling sein ganzes Reich zum Lohne vermacht; was soll der Frühling mit all' dem Eise und Schnee anfangen?

Die kleineren, unter die größeren eingestreuten Gedichte verkünden, unserer Meinung nach, des Dichters wahren Beruf. „Zuruf“ — „Freud' und Leid“ — „Hoffe nur“ — „Die Boten“ — „Moderne Liebesliteratur“ — „Der liebe Storch“ (zwei allerliebste Scherze) — „Dichterregel“ — „Die Birke“ — legen hiervon Zeugniß ab.

Das reichlichste Lob verdienen „die zwei Baumgruppen“ (Seite 111). Schilderung und Erzählung sind in ihnen gleich vortrefflich. Göthe müßte zu diesen Gedichten genickt und gesagt haben: „So ist es recht!“

„Vom Felsen“ (123) ist ein edles Gedicht mit Schiller'scher Hoheit und Würde.

Gern verweilen wir am Schlusse einer Sammlung, die selbst eine so edle Gabe ist, auf der „Seligkeit des Gebens,“ das ein schönes Talent aus einer schönen Seele schöpfte.

Die Uebersetzungsgabe des Verfassers bewährt sich glücklich in Uebertragungen aus dem Russischen, Schwedischen und Polnischen.

Eins der schönsten Sinngedichte der Anthologie, hat der Dichter Seite 30 „kühle Erde“ wiedergegeben.

Er behandelt die Versification mit Fülle und Wohlklang, nur werden Vocale zu oft vor Consonanten elidirt, wie:

Und wollt' vor Schmerz — ich lieb' sie selbst.
Seite 14 lesen wir:

Nicht mahl' die Thräne —

dagegen Seite 9 ein Hiatus, wie:

Bau' einen Tempel ihr.

Wir erfahren, daß diese Gedichte mit besonderer Gunst vom Berliner Publicum aufgenommen und bereits

700 Exemplare abgesetzt worden sind. Möge der lebenswürdige und ebenso hoffnungsvolle Dichter diese Aufnahme allenthalben finden. **M.**

Neue Auflagen.

Die einfache und doppelte Buchhaltung in ihrer Anwendung auf gewerbliche Unternehmungen &c. Von E. D. Fort. Zweite Stereotyp-Auflage. Leipzig, 1843. Bdler. gr. 8. 123 Seiten.

Das vorangedruckte Zeugniß des Professor Dopler in Prag in Hefler's encyclopädischer Zeitschrift in Betreff der ersten Auflage dieses Werkes, ist vollgültig für dasselbe und wird auch dieser wohlfeileren zweiten zur Empfehlung dienen, deren es sich durch seinen Bezug auf praktische Gegenstände, seinen verständlichen Vortrag und die Sorgfalt der Ausführung an und für sich würdig macht. Der Druck ist deutlich, und etwaige kleine Fehler in falschen Ziffern sollen in der nächsten Auflage verbessert werden. **Th. Hell.**

Fortsetzungen.

Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionare. Nebst Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der Missionsgesellschaften und der in der brittischen Bibelgesellschaft verbreiteten Uebersetzungen der heiligen Schrift. Herausgegeben von Dr. K. Chr. G. Schmidt. Leipzig, bei Hinrichs. 6. Bänd. 1842. (226 S. 8.)

Man hat den Schriften dieser Art den Vorwurf gemacht, daß sie viel Unbedeutendes berichten und zu sehr in's Kleinliche gehen; man rügt an den Werkzeugen der Heidenbekehrung, daß sie ihre Frömmigkeit immer im Munde führen und das Licht der Welt in enge Formeln fassen; man wendet gegen das Missionswerk überhaupt ein, daß der Erfolg mit den Anstrengungen nicht im Verhältniß stehe; ja, wir wollen zugeben, daß auch die 6. Bändchen einer rasch fortschreitenden Sammlung zu obigen Klagen einigen Stoff biete, und dennoch, dennoch ist das, was in unserem Zeitalter zur Verbreitung des Christenthumes in fernen Gegenden geschieht, von sol-

chem Umfange, und wird mit so viel religiösem Ernst, zum Theil mit so edlem Enthusiasmus, mit so rührender Aufopferung für die heilige Sache betrieben, daß kein Gebildeter unbekannt damit bleiben darf, kein Wohlgefinnter theilnahmlos dagegen bleiben kann.

Ausführlich geschildert wird hier der Preuße Rhenius und der Schotte Buchanan. Dieser starb 1815, jener 1838. Beide wirkten in Ostindien, über dessen Volksglauben und Culturbedürftigkeit zugleich viel Aufschluß gegeben wird.

Rhenius bekennt (Seite 73): „Ein Gran wirklicher Erfahrung im Christenthum ist mehr werth, als viele Pfunde bloßer Erkenntniß! Diese macht hochmüthig, jene demüthigt und bessert.“ Buchanan bezeugt (Seite 201): „Ich habe Christenthum, Judenthum, Muhamedanism und Heidenthum in allen Gestalten gesehen und kann in Wahrheit versichern, daß beinahe jeder Schritt auf meiner weiten Wanderung mir neue Beweise vor Augen legte von der Wahrheit, wie des Christenthums überhaupt, so der Herzensänderung und Wiedergeburt durch den Geist.“

Diese Proben zur Charakteristik Beider.

Die angehängten Uebersichten sind recht dankenswerth. **Trauttschold.**

Der Mohr, oder: „Das Haus Holfstein-Gottorf in Schweden.“ Vierter Band. Aus dem Schwedischen. Berlin, bei Morin. 1843.

Dieser vierte Band enthält eine besondere Anziehungskraft durch die Entschleierung manches tiefliegenden Hafens der Verschwörung, welche dem Königsmorde auf der Redoute zu Grunde lag.

Uebrigens kann Referent den Wunsch nicht unterdrücken, daß die aus einer früheren Periode des deutschen Romans stammende, seither wenig geübte Mode, zusammenhängende Werke dieser Art in ziemlich großen Zwischenräumen bandweise zu liefern, nicht von Neuem in Aufnahme kommen möge, da sie weder dem Interesse des Lesers, noch dem der Verlags-handlung günstig erscheint. —